

Ryôsuke Ohashi

„Es war ein sonniger Nachmittag...“



Geboren am 8. Februar 1944 in Kyôto/Japan. 1965–69 Studium an der Literarischen Fakultät der Universität Kyôto, 1969–74 an der Philosophischen Fakultät der Universität München. Promotion zum Dr. phil. mit dem Thema „Ekstase und Gelassenheit. Erörterung zu Schelling und Heidegger“. 1975–85 Berufung an die Staatliche Medizinische Universität Shsiga/Japan, zunächst als Dozent, ab 1979 als außerordentlicher Professor. Seit 1985 ordentlicher Professor für Philosophie an der Technischen Universität Kyôto. 1977–79 Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung. 1983 Habilitation an der Philosophischen Fakultät der Universität Würzburg. Thema: „Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik“. Publikationen: *Ekstase und Gelassenheit. Zu Schelling und Heidegger*. Münchner Universitäts-Schriften Bd. 16 (Diss.), Fink Verlag, 1975. *Zeitlichkeitsanalyse der Hegelschen Logik* (Habil.), Freiburg i. B., 1990. *Kire: Das ‚Schöne‘ in Japan. Philosophisch-ästhetische Reflexionen zu Geschichte und Moderne*. DuMont Buchverlag, Köln 1994. – Adresse: Technische Universität Kyoto, Sakyoku, Matsugasaki, 606 Kyoto, Japan

## 1. Über den Aufenthalt

Es war ein sonniger Nachmittag im Winter, einige Monate nach dem Beginn des Aufenthalts im Wissenschaftskolleg, als meine kleine Tochter, das zweitjüngste von insgesamt vier Kindern, mit einer Schulkameradin heimkam. Das Mädchen hat eine *indonesische* Mutter und einen *iranischen* Vater. Sie selbst war aber in *Deutschland* geboren. Zuhause spricht sie kein *indonesisch*, sondern nur *deutsch*, die gemeinsame Sprache der Eltern, während sie in der „International School“, die sie zusammen mit meiner Tochter besuchte, *englisch* sprach, da dort der Unterricht ausschließlich auf *englisch* abgehalten wird. Ihr Vater hat bei der *amerikani-*

schen Botschaft die „Green Card“ beantragt, weil die Familie sich in Amerika niederlassen möchte. Es besteht also die Möglichkeit, daß das kleine *iranisch-indonesische* Mädchen zur „Amerikanerin“ wird.

Meine vier Kinder konnten zunächst nicht verstehen, daß die „Nationalität“ des Mädchens und das „Volk“, unter dem es lebt, keine notwendige Beziehung zueinander haben, und daß sie keine „Muttersprache“ im engeren Sinne hat. Doch wußten meine Kinder, daß in ihrer derzeitigen Umgebung die Situation der iranisch-indonesischen Schülerin kein Sonderfall war. Mehr oder weniger ähnliche Fälle gab es oft in der International School. Meine Kinder begriffen auch nicht, wieso der Vater des Mädchens als gläubiger Moslem in einer gewissen Spannung zur *christlichen* Kultur steht. Sie begannen aber zu lernen, welche komplexe Bedeutung hier in Europa die Sprache und die Religion, das Volk und der Staat, die Kultur und die Geschichte haben.

Das „akademische“ Leben und das „private“ (Familien-)Leben sind immer zwei Seiten, die einander bestimmen und voneinander abhängen. Dieses Verhältnis ist aber meistens äußerlich, ohne daß das eine das andere inhaltlich beeinflußt. Während des Forschungsaufenthaltes im Wissenschaftskolleg überlappten sich mein privates Leben und mein wissenschaftliches Arbeiten jedoch oft. An einer Szene meines Familienlebens wie die oben beschriebene sah ich, daß die Lebenswelt der kleinen iranisch-indonesischen Schülerin die in den „Dienstagskolloquien“ immer wieder diskutierten Themen widerspiegelte: Die Globalisierung der Wirtschaft, der Islam im Hinblick auf die Modernisierung und die europäische Kultur, die neuen Familienformen in der multikulturellen Gesellschaft usw. Die anderen Themen, wie die Geschichte der Juden und der Nationalsozialismus, die Wirtschaftskrise in Asien, das Problem der Sprache im politischen, kulturellen und literarischen Kontext usw. waren ebenfalls reale Phänomene, denen ich in Berlin sowohl im Alltag als auch bei verschiedenen Anlässen immer wieder begegnete. Meine Projekte schließlich, die mit „Übersetzung“ im weiteren Sinne zu tun hatten, standen im Zusammenhang mit all diesen Themen. Während des Aufenthalts im Wissenschaftskolleg *denkt man, indem man lebt*.

## 2. Über die Arbeit

In den ersten drei Monaten meines Aufenthalts, d. h. bis Dezember 1997, überarbeitete ich das Manuskript für ein Buch, das im Mai 1998 auf japanisch erschien. Diese Zeit der Überarbeitung war zugleich die erste Phase meiner Forschungstätigkeit im Wissenschaftskolleg. Wie im Nachwort des Buches ausdrücklich erwähnt, schlugen sich die Anregungen, die ich

in den Gesprächen und Diskussionen mit den anderen Fellows erhielt, bei der Überarbeitung des Buches nieder. Der Titel des Buches lautet *Phänomenologie des „Hi“*. Ich plane zwar eine deutsche Übersetzung des Buches, aber dazu muß ich erst den Kernbegriff „Hi“ ins Deutsche übersetzen können. Einige Fellows versuchten, mit mir eine passende Übersetzung dieses Wortes zu finden, das ungefähr den deutschen Wörtern Herz, Barmherzigkeit, Stimmung, Zuneigung entspricht. Aber ich bin im Moment noch unentschieden, welche Übersetzung ich am Ende verwenden werde.

In der zweiten Phase meines Forschungsaufenthalts ab Januar 1998 hatte ich zwei Projekte. Das eine ist der Entwurf einer „Geschichtsphilosophie“ ausgehend vom Begriff „Hi“. Dazu kam ich aber kaum. Ich muß gestehen, daß der Weg dorthin noch mehr Vorarbeiten erfordert, als ich angenommen hatte. Ich bin jedoch damit zufrieden, daß ich einige Vorbereitungen leisten konnte, und zwar überwiegend in Form von Vorträgen (in Paris, Amsterdam, Istanbul, Prag, Arezzo, Bremen, Berlin, Düsseldorf, Heidelberg, Köln). Bei diesen Vortragsreisen habe ich darauf geachtet, das Dienstagskolloquium im Wissenschaftskolleg nicht zu verpassen, da es der wöchentliche Höhepunkt im Zyklus des akademischen Lebens im Kolleg war. Die Vorträge waren von hohem Niveau, und die lebhaften Diskussionen waren für mich immer anregend.

Mit meinem anderen Projekt, der japanischen Übersetzung der *Beiträge zur Philosophie* von Martin Heidegger, bin ich ziemlich weit gekommen, wenn auch nicht so weit, wie ich am Anfang vorhatte. Es handelt sich bei diesem Projekt nicht nur um die sprachliche Übersetzung des Textes, sondern, wie im Grunde bei allen Texten, um die „Übersetzung der Kultur“. Dies war auch das Thema meines Vortrags im Dienstagskolloquium.

### 3. Über die Kontakte mit den anderen Fellows

Anders als auf einer Konferenz von einigen Tagen bis zu einer Woche führt man im Wissenschaftskolleg zehn Monate lang eine Art des „gemeinsamen Lebens“ mit ca. 40 Fellows aus sehr verschiedenen Disziplinen und Kulturkreisen. Der Gedankenaustausch und der soziale Umgang ist so dauerhaft und intensiv, daß die meisten Fellows sich nach zehn Monaten „duzen“. Eine solche Erfahrung kann man weder in einem gewöhnlichen Universitätsleben noch auf einer kurzfristigen Konferenz machen. Die Kontakte mit den anderen Fellows schienen mir sehr wichtig zu sein, unter Umständen noch wichtiger und kostbarer als das Forschen am eigenen Schreibtisch. Die Fellows waren alle ganz offen und freund-

lich. Bei der Abschlußparty im Juni waren einige Damen sogar so nett, mich, einen zurückhaltenden Philosophen, zum Tanzen zu animieren, und sie führten mich tatsächlich so gut ein, daß ich zum ersten Mal in meinem Leben tanzte.

Es soll auch die Kontaktaufnahme auf der Ebene des Familienlebens erwähnt werden. Meine Frau suchte häufig die Gesellschaft anderer in Berlin lebender Japaner, weil für sie der Umgang mit der deutschen Sprache nicht immer einfach war. Aber sie war froh und dankbar, daß einige Fellows oder deren Angehörige in der Villa Walter sie zum gemeinsamen Einkauf mitnahmen und ihr auch in anderen Angelegenheiten halfen. Oft sind es auch die Kinder der Fellows, die die Kontakte zwischen den Fellows vermitteln und intensivieren. Für meine Kinder waren die Kontakte mit den Kindern der anderen Fellows „exciting“. Der Einfluß dieser Erfahrungen auf ihre Entwicklung wird sich wahrscheinlich auf ganz unterschiedliche Weise niederschlagen.

Nicht zuletzt möchte ich hinzufügen, daß der kleine, weiße „Tischtennisball“ im Keller des Neubaus einen ganz besonderen Kontakt zu den Fellows vermittelte. Als ich nach einer Pause von mehr als zwanzig Jahren im Wissenschaftskolleg wieder mit dem Tischtennis spielen anfang, dachte ich dabei zunächst nur an meine körperliche Ertüchtigung, aber nicht an das intensive und gewinnbringende Kennenlernen meiner Gegner im Spiel.

#### 4. Über die Erfahrungen in Berlin

Die Lebenswelten innerhalb und außerhalb des Kollegs sind sehr unterschiedlich. Die erstere ist eine überreale, so daß man, wie ein Fellow bei der Abschlußparty sagte, nach einem zehnmonatigen Aufenthalt das Problem der „Rehabilitierung“ haben wird. Dies besagt andererseits, daß die Erfahrungen, die man als Gast in Berlin macht, nicht immer sehr angenehm sind. Die Leute auf der Straße, in Supermärkten und Geschäften, in öffentlichen Verkehrsmitteln usw. reagieren sehr schnell aggressiv. Ich selber mußte leider dieses Phänomen einige Male erleben. Asiaten, die Sprachprobleme haben, scheinen damit noch häufiger unangenehme Erfahrungen zu machen.

Es heißt, ein Grund für dieses Phänomen sei die Unruhe der neuen Hauptstadt, in der große Bauwerke entstehen, in der Ausländerhaß besteht, und die geistige Vereinigung des Ost- und Westteils der Stadt noch nicht vollzogen ist. Da diese Unruhe zum großen Teil als eine Begleiterscheinung der Übergangsphase verstanden werden kann, wird diese bedauerliche Tendenz hoffentlich bald verschwinden. Ich fand es in

diesem Kontext sehr gut, daß das Wissenschaftskolleg immer bereit war, sich bei den unangenehmen Erfahrungen, die ausländische Fellows und deren Familien oft machen mußten, kräftig einzumischen.

Berlin ist jedoch trotz all dieser Probleme eine der aufregendsten und lebendigsten Städte der Welt. Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, werde ich gerne wieder hierherkommen.